

**Interview mit Paul Hofmann,
Mitautor der Studie**

«Babies dürfen nicht zu Therapeuten werden»

Paul Hofmann ist Mitautor des Studienheftes über Kinder mit drogenabhängigen Eltern des «Marie Meierhofer-Instituts». Er leitet zusammen mit seiner Frau eine Heilpädagogische Lebensgemeinschaft in Bern und hat dort schon eigene Erfahrungen mit drogensüchtigen Eltern gemacht.

Im Studienheft schreiben Sie, Kinder drogensüchtiger Eltern würden in der Schweiz nur ungenügend betreut. Warum sind Sie dieser Meinung?

Die Stellung der Eltern wird in der Schweiz beinahe mystifiziert. Wenn jemand Mutter oder Vater wird, geht man davon aus, dass diese Person der Aufgabe des Elternseins auch gewachsen ist. Wenn Anzeichen für Probleme auftauchen, braucht es wahnsinnig viel, bis etwas unternommen wird. In den entscheidenden ersten Jahren werden die Eltern alle alleingelassen. Personen mit Suchtproblemen sind aber mit der Erziehung von Kindern häufig völlig überfordert. Probleme werden erst im Kindergarten- oder Schulalter erkannt.

Sind Drogenabhängige nicht in der Lage, verantwortungsvolle Eltern zu sein?

So weit würde ich nicht gehen. Es ist nur so, dass es ein Problem ist, die Drogensucht und die Kindererziehung unter einen Hut zu bringen. Wenn jemand trotz seiner Sucht sein Leben zuverlässig gestalten kann, ist es sicher möglich, ein Kind zu erziehen. Wichtig ist, dass das Leben für das Kind nicht durch die suchtbedingten Stressfaktoren beeinträchtigt wird. In Holland gibt es zum Beispiel sehr genaue Abklärungen,

wie die Eltern im Leben stehen, wie ihr Tagesrhythmus aussieht. Dann wird entschieden, ob die Eltern unterstützt werden oder ob das Kind aus der Familie genommen werden muss. Für diesen Fall gibt es Kinderschutzmassnahmen, die greifen.

In der Schweiz haben die zuständigen Behörden Angst vor den Medien. In 99 Prozent der Fälle werden sie weniger kritisiert, wenn sie nichts unternehmen. Geeignete Massnahmen bergen die Gefahr eines Medienrummels oder einer Intervention durch einen Anwalt. Das Wohlergehen des Kindes geht mit dem Schweizer System leider oft vergessen.

Welche Behörden sind in diesen Fällen zuständig?

Das sind die Vormundschaftsbehörden in den einzelnen Gemeinden. Diese werden nach politischen Gesichtspunkten zusammengesetzt und verfügen deshalb häufig nicht über die nötige Sachkompetenz.

Aber auch eine kompetente und verantwortungsbewusste Vormundschaftsbehörde kann nicht immer effizient arbeiten, weil die Stellung der Eltern auch rechtlich sehr stark ist. Das ganze Vormundschaftsverfahren findet auf verbaler Ebene statt. Zwischen den verbalen Erklärungen der Eltern und dem tatsächlichen Leben klaffen Welten. Es kommt mir manchmal vor wie die Schilderung von Hotels in Reiseprospekten und dem Leben in diesen Hotels. Ziehen Eltern einen Anwalt bei, können sie geeignete Massnahmen um Jahre verzögern.

Wie könnte dieser Missstand behoben werden?

Die Einführung eines «Kindesanwaltes», der die Anliegen des Kindes vertreten würde, wäre ein wichtiger Schritt. Im Kanton Zürich versuchen die Jugendsekretariate die Interessen des Kindes und der Eltern unter einen Hut zu bringen. Dabei besteht aber die Gefahr, dass die Anliegen des Kindes zu wenig ernst genommen werden.

Im Studienheft des «Marie Meierhofer-Instituts» werden die sozialen Institutionen als zu «erwachsenenkonzentriert» geschildert. Teilen Sie die Meinung, es werde bei der Sozialarbeit zu wenig auf die Kinder eingegangen ?

Es kommt immer auf den Blickpunkt an. Wenn eine süchtige Mutter auf eine Drogenberatungsstelle kommt, ist es klar, dass die Probleme dieser Frau im Vordergrund stehen. Die Kinder werden nur am Rande wahrgenommen. Es besteht auch die Tendenz, die Elternschaft als Therapiemöglichkeit und als Chance für eine Stabilisierung der Eltern auszunützen. Dabei dürfen die Bedürfnisse des Kindes aber auf keinen Fall vergessen werden. Es darf nicht so weit kommen, dass die Babies zu eigentlichen Therapeuten werden.

Sie selbst nehmen in ihrer Heilpädagogischen Lebensgemeinschaft auch drogensüchtige Eltern mit Kindern auf. Wie berücksichtigen Sie dabei die Anliegen der Kinder?

Wir wollen in unserer Gemeinschaft; Raum geben für Kinder und ihre Mütter, eventuell auch für die Väter. Die Kinder finden Geborgenheit auch durch uns, während die Eltern von unserer Gemeinschaft gestützt erproben, wie sie ihre Elternschaft leben können. Ich denke, damit bieten wir den Eltern und den Kindern eine echte Chance.

Jakob Bächtold
© "Der Landbote"
19. 8. 1996